

INSEL

Jane

EYRE

ROMAN

NEU
ÜBERSETZT
VON
MELANIE
WALZ

Charlotte Brontë



Charlotte Brontë
Jane Eyre
Eine Autobiographie

Herausgegeben und aus dem Englischen
übersetzt von Melanie Walz

Insel Verlag

Titel der Originalausgabe: *Jane Eyre. An Autobiography*. Erstveröffentlichung unter dem Pseudonym Currer Bell im Verlag Smith & Elder, London 1847.

Die Arbeit der Übersetzerin am vorliegenden Text wurde vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert.

Erste Auflage 2015

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2015
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-458-17653-4

Jane Eyre
Eine Autobiographie

W. M. Thackeray, Esquire,
widmet dieses Werk
mit aller Hochachtung
der Verfasser

Vorwort des Verfassers zur zweiten Ausgabe

Da ein Vorwort zu der ersten Ausgabe von *Jane Eyre* nicht nötig war, gab es keines: Diese zweite Ausgabe erfordert jedoch einige Worte des Danks und verschiedene Bemerkungen.

Mein Dank ist drei Parteien geschuldet:

Dem Publikum für das geneigte Ohr, das es einer schlichten Erzählung ohne allzu große Ansprüche geliehen hat.

Der Presse für das weite Feld, das ihre ungeheuchelte Zustimmung einem unbekanntem Anfänger eröffnet hat.

Meinen Verlegern für die Unterstützung, die sie mit ihrem Taktgefühl, ihrer Energie, ihrem Realitätssinn und ihrer offenenherzigen Großmut einem Autor ohne Renommee und ohne Referenzen geleistet haben.

Presse und Publikum sind recht undeutliche Größen für mich, und ich muss mich damit begnügen, ihnen in undeutlichen Wendungen zu danken; meine Verleger aber sind konkret, ebenso wie einzelne großzügige Kritiker, die mich ermutigt haben, wie nur großherzige und hochherzige Menschen einen Unbekannten in seinen Mühen ermutigen können; ihnen, *i. e.* meinen Verlegern und den erwähnten einzelnen Kritikern, sage ich herzlich: Meine Herren, ich danke Ihnen von ganzem Herzen.

Nachdem ich so denen gedankt habe, die mir halfen und mich ermutigten, wende ich mich einer anderen Gruppe zu, einer kleinen Gruppe, soweit mir bekannt, doch deshalb keineswegs zu vernachlässigen. Ich beziehe mich auf jene furchtsamen oder nörglerischen Einzelnen, die Bedenken ob der Tendenz von Büchern wie *Jane Eyre* geäußert haben, in deren Augen alles Ungewohnte schlecht sein muss, in deren Ohren jeder Protest gegen das Frömmeltum – diese Brutstätte des Verbrechens – wie ein Schmähen der Frömmigkeit

klings, dieser Regierung Gottes auf Erden. Letztgenannten Zweiflern möchte ich einige unstrittige Unterscheidungen vor Augen führen und gewisse unbestreitbare Wahrheiten in Erinnerung rufen.

Konventionen sind nicht mit Moral gleichzusetzen. Selbstgerechtigkeit ist nicht dasselbe wie Religiosität. Erstere anzugreifen bedeutet nicht, sich an Letzterer zu vergehen. Dem Pharisäer die Maske vom Gesicht zu reißen, heißt nicht, eine frevlerische Hand gegen die Dornenkrone zu erheben.

Diese Dinge und Taten sind einander diametral entgegengesetzt: Sie sind so verschieden voneinander wie Tugend und Laster. Die Menschen verwechseln sie allzu oft, doch man sollte sie nicht verwechseln: Den Schein sollte man nicht für die Wahrheit halten, und engstirnige menschliche Grundsätze, die nur dazu führen, einige wenige herauszuheben und übergroß zu machen, sollten nicht den welterlösenden Glauben des Christus ersetzen. Es gibt – ich wiederhole es – einen Unterschied, und es ist eine gute und nicht eine schlechte Tat, die Trennungslinie zwischen dem einen und dem anderen erkennbar und deutlich zu markieren.

Es mag der Allgemeinheit nicht zupasskommen, diese Vorstellungen auseinanderdividiert zu sehen, da sie es gewohnt ist, sie zu vermischen, und es als bequem erachtet, den bloßen Anschein als gediegenen Wert auszugeben, weißgetünchte Wände als Beweis lauterer Heiligtümer zu nehmen. Sie mag den hassen, der es wagt, hineinzustochern und bloßzustellen, die Vergoldung abzureißen und das billige Metall darunter zum Vorschein zu bringen, in das Grabmal einzudringen und die sterblichen Reste zu enthüllen – doch mag sie ihn noch so sehr hassen, ist sie ihm dennoch zu Dank verpflichtet.

Ahab liebte den Propheten Micha nicht, denn dieser sagte ihm nie Gutes voraus, sondern nur Schlimmes; vermutlich war ihm der speichelleckerische Sohn Kenaanas lieber, und dennoch wäre Ahab ein blutiges Ende erspart geblieben, hätte er seine Ohren der Schmeichelei verstopft und auf ehrlichen Rat gehört.

In unseren Zeiten gibt es einen, dessen Worte nicht dazu gedacht sind, zarte Ohren zu umschmeicheln, der nach meinem Ermessen

größer ist als die Großen der Gesellschaft, so wie der Sohn Imlas größer war als die gekrönten Könige Judas und Israels, und der die Wahrheit ebenso deutlich ausspricht, so machtvoll wie ein Prophet, so wagemutig, so kühnen und unerschrockenen Geistes. Wird der satirische Verfasser von *Vanity Fair* hohen Ortes bewundert? Ich weiß es nicht; doch ich glaube, wenn manche derer, unter die er das griechische Feuer seines Sarkasmus schleudert und die brennenden Blitze seiner Anklage, seine Warnungen rechtzeitig beherzigten, könnten sie oder ihre Brut einem tödlichen Ramoth in Gilead entkommen.

Warum habe ich diesen Mann erwähnt? Ich erwähnte ihn, Leser, weil ich in ihm einen Intellekt zu sehen wähne, der tiefer und einzigartiger ist, als es seine Zeitgenossen bisher erkannt haben, weil ich ihn für den überragenden gesellschaftlichen Erneuerer unserer Tage halte – für den wahren Meister jener, die daran arbeiten, die entartete Ordnung der Dinge wieder ins rechte Lot zu bringen –, weil ich der Ansicht bin, dass keiner derer, die sein Schreiben kommentieren, bisher zu einem passenden Vergleich gefunden hat, zu Worten, die sein Können angemessen würdigen. Es heißt, er schreibe wie Fielding; man erwähnt seinen Witz, seinen Humor, seine Komik. Doch er ähnelt Fielding wie ein Adler einem Geier: Fielding konnte sich mit Aas begnügen, was Thackeray niemals täte. Sein Witz ist brilliant, sein Humor ist anziehend, und beide stehen zu seiner ernsthaften Begabung in der gleichen Beziehung wie das flackernde Wetterleuchten am Rand der Sommerwolke zu dem elektrisch geladenen Todesfunken, der sich in seinem Inneren verbirgt. Und zuletzt habe ich Mr. Thackeray erwähnt, weil ich ihm – so er die Huldigung eines ihm gänzlich Unbekannten annehmen sollte – diese zweite Ausgabe von *Jane Eyre* gewidmet habe.

Currer Bell

21. Dezember 1847

Bemerkung zur dritten Ausgabe

Ich nutze die Gelegenheit einer dritten Auflage von *Jane Eyre*, um mich abermals an das Publikum zu wenden und zu erklären, dass mein Anspruch auf Autorschaft allein auf diesem Buch beruht. Sofern mir also die Autorschaft an anderen Werken zugesprochen wurde, war dies eine Ehre, die mir nicht gebührt und die folglich demjenigen verwehrt wurde, dem sie von Recht wegen zusteht.

Diese Erklärung mag Irrtümer berichtigen, die bereits geschehen sind, und künftigen Missverständnissen vorbeugen.

Currer Bell

13. April 1848

Erstes Kapitel

An einen Spaziergang war an diesem Tag nicht zu denken. Wir waren vormittags eine Stunde lang in dem kahlen Strauchgarten herumgewandert, doch seit der Mittagsmahlzeit (wenn niemand zu Besuch war, pflegte Mrs. Reed früh zu speisen) hatte der kalte Winterwind so düstere Wolken und einen so durchdringenden Regen gebracht, dass nicht mehr die Rede davon sein konnte, sich draußen zu ergehen.

Mich freute es; lange Spaziergänge habe ich noch nie gemocht, vor allem an kühlen Nachmittagen; Ich fürchtete mich davor, in dem unheimlichen Zwielficht nach Hause zu kommen, mit vor Kälte steifen Fingern und Zehen und mit einem Herzen voll Kummer, weil Bessie, das Kindermädchen, mich gescholten hatte und weil ich mir der körperlichen Unterlegenheit Eliza, John und Georgiana Reed gegenüber bewusst war.

Diese genannten Eliza, John und Georgiana waren nun um ihre Mama im Salon versammelt; sie ruhte auf dem Sofa, von ihren Lieblingen umgeben (die ausnahmsweise weder stritten noch plärren), und wirkte rundum glücklich. Mich hatte sie der Teilnahme an dieser Gruppe enthoben mit den Worten, sie bedaure, sich genötigt zu sehen, mich fernzuhalten, doch bis Bessie ihr bestätigen könne und sie aus eigener Anschauung erkennen könne, dass ich mich ernsthaft um ein geselligeres und kindgerechteres Betragen bemühte, um eine liebenswertere und fröhlichere Wesensart – unbeschwerter, offener und natürlicher –, müsse sie mir die Vergünstigungen vor-enthalten, die nur für glückliche und zufriedene Kinder bestimmt seien.

»Was hat Bessie gesagt, was ich getan haben soll?«, fragte ich.

»Jane, Spitzfindigkeiten und Herumgenörgel kann ich gar nicht

ausstehen; und ein Kind, das sich Erwachsenen gegenüber so auf-führt, ist eine wahrhaft hässliche Erscheinung. Setz dich irgendwo hin und halte den Mund, bis du etwas Erfreuliches sagen kannst.«

An den Salon grenzte ein kleines Frühstückszimmer. Dorthin schlüpfte ich. Es gab dort ein Bücherregal; schon bald hatte ich mir einen Band ausgesucht, mit Bedacht darauf, dass er Bilder enthielt. Ich machte es mir auf dem Fenstersitz gemütlich, im Schneidersitz wie ein Türke, und nachdem ich den dicken roten Vorhang fast ganz zugezogen hatte, war ich doppelt verborgen.

Die Falten des dunkelroten Vorhangs begrenzten meine Sicht zur Rechten; zur Linken sah ich die klaren Fensterscheiben, die mich vor dem trübseligen Novembertag beschützten, ohne mich von ihm zu trennen. Während ich in meinem Buch blätterte, betrachtete ich ab und zu den winterlichen Nachmittag. In der Ferne bot er eine bleiche Leere aus Nebel und Wolken, in der Nähe ein Bild nasen Rasens und windgezauster Sträucher und unablässigen Regens, der sich vor einem unaufhörlichen und fürchterlichen Sturmwind ergoss.

Ich kehrte zu meinem Buch zurück – Bewicks *History of British Birds*; der Text interessierte mich nicht sonderlich, wenn ich ehrlich sein soll, aber dennoch gab es einige einleitende Seiten, die ich selbst als Kind nicht ungelesen überblättern wollte. Es waren die Seiten, auf denen es um die Nistplätze der Seevögel geht, um die »einsamen Felsen und Felsvorsprünge«, auf denen nur sie wohnen, an der Küste Norwegens, die von ihrem südlichen Zipfel, Kap Lindesnäs, bis zum Nordkap mit Inseln bestückt ist –

Wo das Nordmeer in gewaltigem Wirbeln
Die nackten, traurigen Inseln umtost
Des entlegenen Thule und des Atlantiks Wüten
Sich zwischen den sturmgepeitschten Hebriden ergießt.

Und ebenso wenig konnte ich über die Erwähnung der kahlen Ufer Lapplands, Sibiriens, Spitzbergens, Nowaja Semljas, Islands und Grönlands hinweglesen, »das ausgedehnte Gebiet der arktischen

Zone und die verlassenen Bereiche trostlosen Raumes, jenes Reservoirs von Eis und Schnee, wo dicke Eisfelder, gewachsen in den Wintern von Jahrhunderten, zu schwindelerregenden Gipfeln gefroren, um den Nordpol herum die vielfältigen Unbilden der strengen Kälte vereinigen«. Von diesen todesweißen Gegenden bildete ich mir meine eigene Vorstellung: undeutlich, wie alle halbverstandenen Dinge, die schemenhaft im kindlichen Geist hausen, doch merkwürdig beeindruckend. Die Worte dieser Einleitung verbanden sich für mich mit den darauffolgenden Vignetten und schufen die Bedeutung des einsamen Felsens in einem Meer aus Wogen und Gischt, des gestrandeten Bootes an einer trostlosen Küste und des kalten, gespenstischen Mondes, der durch Wolkenstreifen zu einem lecken Schiff blickte, das gerade sank.

Ich kann nicht mit Worten ausdrücken, welche Stimmung auf dem einsamen Friedhof mit seinem beschrifteten Grabstein spukte, mit seinem Tor, seinen zwei Bäumen, dem niedrigen Horizont, von einer verfallenen Mauer umschlossen, und der soeben aufgegangenen Mondsichel, die die Abendzeit anzeigte.

Die zwei Schiffe, reglos auf einem unbewegten Meer, hielt ich für gespenstische Erscheinungen.

Den bösen Geist, der das Bündel des Diebs hinter dessen Rücken an den Boden nagelte, überblätterte ich schnell: Er war zu schrecklich anzusehen.

Und schrecklich war auch das schwarze gehörnte Etwas, das hoch auf einem Felsen hockte und eine um einen Galgen versammelte Menschenmenge in der Ferne beobachtete.

Jedes Bild erzählte eine Geschichte, oft rätselhaft für mein unausgegorenes Verständnis und meine unerprobten Empfindungen, doch immer zutiefst fesselnd – so fesselnd wie die Geschichten, die Bessie manchmal an Winterabenden erzählte, wenn sie zufällig gute Laune hatte, ihr Bügelbrett an den Kamin im Kinderzimmer brachte, uns erlaubte, danebenzusitzen, und, während sie Mrs. Reeds Spitzenrüschen fältelte und die Bordüren ihrer Nachthauben kräuselte, ihren gebannten Zuhörern Liebes- und Abenteuererlebnisse aus alten Märchen und noch älteren Balladen oder auch

(wie ich später herausfand) aus *Pamela* und *Henry, Earl of Moreland* darbot.

Mit Bewick auf den Knien war ich also glücklich, glücklich jedenfalls auf meine Weise. Ich fürchtete nichts, außer gestört zu werden, und dies geschah nur zu bald. Die Tür zum Frühstückszimmer wurde geöffnet.

»Bah! Madame Griesgram!«, rief die Stimme John Reeds; dann hielt er inne: das Zimmer schien leer zu sein.

»Wo zum Teufel steckt sie?«, fuhr er fort. »Lizzy! Georgy!« (rief er seinen Schwestern zu) »Joan ist nicht hier. Sagt Mama, dass sie in den Regen hinausgelaufen ist – das elende Geschöpf!«

»Wie gut, dass ich den Vorhang zugezogen habe«, dachte ich; ich hoffte inbrünstig, dass er mein Versteck nicht entdecken würde, und aus eigenem Vermögen hätte John Reed es auch nicht entdeckt, denn er war von langsamer Wahrnehmung und Auffassungsgabe; doch Eliza streckte nur den Kopf zur Tür herein und sagte sogleich: »Sie ist ganz gewiss auf dem Fenstersitz, Jack.«

Und ich kam unverzüglich heraus, denn es grauste mir bei der Vorstellung, von besagtem Jack herausgezerrt zu werden.

»Was willst du?«, fragte ich linkisch und schüchtern.

»Das heißt: Was wollen Sie, Master Reed?«, lautete die Antwort. »Ich will, dass du herkommst«, und indem er sich in einen Sessel setzte, bedeutete er mir mit einer Handbewegung, ich solle näher kommen und vor ihm stehen bleiben.

John Reed war ein Schuljunge von vierzehn Jahren, vier Jahre älter als ich, denn ich war erst zehn, groß und untersetzt für sein Alter, mit einer grauen, ungesunden Hautfarbe, groben Zügen in seinem flächigen Gesicht, schwerfälligen Gliedmaßen und großen Händen und Füßen. Bei Tisch stopfte er sich unmäßig voll, was ihm Gallenbeschwerden und Verdrießlichkeit bescherte, trübe Augen und schlaffe Haut. Er hätte eigentlich in der Schule sein sollen, doch seine Mama hatte ihn für ein, zwei Monate nach Hause geholt, »seiner zarten Gesundheit wegen«. Der Lehrer Mr. Miles hatte zwar versichert, er könnte völlig gesund sein, wenn er weniger Kuchen und Süßigkeiten von zu Hause geschickt bekäme, doch das Herz

der Mutter konnte sich mit einer so unfreundlichen Meinung nicht anfreunden und hegte lieber den zartbesaiteteren Gedanken, dass Johns fahler Teint von allzu fleißigem Lernen herrühre und vielleicht von Heimweh.

John brachte Mutter und Schwestern wenig Zuneigung entgegen, und mich konnte er nicht leiden. Er schikanierte und drangsalierte mich; nicht zwei- oder dreimal in der Woche, nicht ein- oder zweimal am Tag, sondern ununterbrochen; jeder Nerv meines Körpers fürchtete ihn, und jedes bisschen Fleisch an meinen Knochen schrak vor ihm zurück. Manchmal bestürzte es mich, welchen Schrecken er in mir auslöste, denn es gab niemanden, der mich vor seinen Drohungen oder seinen Züchtigungen beschützt hätte; die Dienstboten wollten ihren jungen Herrn nicht kränken, indem sie gegen ihn Partei ergriffen, und Mrs. Reed war blind und taub in dieser Sache; sie sah nie, wie er mich schlug oder mich beschimpfte, obwohl er es ab und zu sogar in ihrer Gegenwart tat, meistens allerdings hinter ihrem Rücken.

Gewohnt, John zu gehorchen, trat ich zu seinem Stuhl; etwa drei Minuten lang streckte er mir die Zunge heraus, soweit er es bewerkstelligen konnte, ohne sie aus der Wurzel zu reißen; ich wusste, dass er als Nächstes zuschlagen würde, und während ich mich vor dem Schlag fürchtete, sann ich über den abstoßenden und hässlichen Anblick desjenigen nach, der mich schlagen würde. Ich frage mich, ob er diese Gedanken meiner Miene ablas, denn ohne ein Wort zu äußern, schlug er unvermittelt und mit aller Kraft zu. Ich taumelte und trat einen oder zwei Schritte von seinem Sessel zurück, um mein Gleichgewicht wiederzufinden.

»Das ist für die Unverschämtheit, mit der du vorhin Mama geantwortet hast«, sagte er, »und für die Heimlichkeit, mit der du hinter Vorhänge kriechst, und für die Art, wie du mich eben angesehen hast, du Ratte!«

John Reeds Beschimpfungen gewohnt, wäre ich nie auf die Idee gekommen, ihm zu antworten; meine Gedanken waren damit beschäftigt, wie ich den Schlag ertragen konnte, der den Schimpfworten zweifellos folgen würde.

»Was hast du hinter dem Vorhang angestellt?«, fragte er.

»Ich habe gelesen.«

»Zeig mir das Buch.«

Ich ging zu dem Fenster zurück und holte es von dort.

»Du hast kein Recht, unsere Bücher zu lesen; du bist eine Abhängige, sagt Mama; du hast kein Geld; dein Vater hat dir nichts hinterlassen; du solltest betteln gehen und nicht hier mit vornehmen Kindern wie uns leben und dasselbe essen wie wir und Kleider auf Mamas Kosten tragen. Und jetzt werde ich dich lehren, in meinen Bücherschränken zu stöbern – denn es sind meine; das ganze Haus gehört mir oder wird mir in ein paar Jahren gehören. Geh und stell dich an die Tür, weg vom Spiegel und von den Fenstern.«

Ich gehorchte, ohne zuerst zu wissen, was er bezweckte; doch als ich sah, wie er das Buch erhob und damit zielte und dann im Begriff war, es zu werfen, sprang ich instinktiv mit einem Schrei des Schreckens zur Seite, doch nicht schnell genug; das Buch wurde geworfen, traf mich, und ich fiel hin, schlug mit dem Kopf gegen die Tür und schnitt mich. Die Wunde blutete, der Schmerz war durchdringend; mein Schrecken hatte den Höhepunkt überschritten, und andere Gefühle folgten.

»Du schlechter und grausamer Junge!«, sagte ich. »Du bist wie ein Mörder – du bist wie ein Sklaventreiber – du bist wie die römischen Kaiser!«

Ich hatte Goldsmiths *History of Rome* gelesen und mir eine Meinung über Nero, Caligula usw. gebildet. Zudem hatte ich im Stillen Parallelen gezogen, die so laut zu äußern ich nie gedacht hätte.

»Was! Was!«, schrie er. »Hat sie das zu mir gesagt? Habt ihr das gehört, Elizabeth und Georgiana? Das sage ich Mama! Aber vorher –«

Er rannte auf mich zu; ich spürte, wie er mich an den Haaren und an der Schulter packte; er hatte sich mit einer verzweifelten Beute angelegt. Ich sah in ihm wahrhaftig einen Tyrannen: einen Mörder. Ich spürte Blut von meinem Kopf den Hals entlangtröpfeln und war mir eines beißenden Schmerzes bewusst; diese Eindrücke gewannen kurzzeitig die Oberhand über meine Furcht, und ich wehr-

te mich erbittert. Ich weiß nicht genau, was ich mit meinen Händen tat, aber er schimpfte mich »Ratte! Ratte!« und brüllte laut. Hilfe kam bald; Eliza und Georgiana waren zu Mrs. Reed gelaufen, die nach oben gegangen war; nun betrat sie den Schauplatz, von Bessie und ihrer Kammerzofe Abbot gefolgt. Man trennte uns; dann hörte ich die Worte: »Du lieber Himmel! Was für eine Furie, so über Master John herzufallen!«

»Hat man so etwas Jähzorniges schon erlebt?«

Dann fügte Mrs. Reed hinzu: »Bringen Sie sie in das rote Zimmer und sperren Sie sie dort ein.« Vier Hände ergriffen mich sogleich, und ich wurde nach oben getragen.

Zweites Kapitel

Ich wehrte mich den ganzen Weg über: eine neue Erfahrung für mich und ein Umstand, der die schlechte Meinung, die Bessie und Miss Abbot von mir zu haben geneigt waren, sehr beförderte. Es verhielt sich so, dass ich ein wenig neben mir war oder, wie die Franzosen sagen würden, *außer* mir: Ich war mir dessen bewusst, dass die Rebellion eines Augenblicks mich befremdlichen Strafen ausgeliefert hatte, und wie jeder andere aufständische Sklave wollte ich in meiner Verzweiflung bis zum Äußersten gehen.

»Halten Sie ihre Arme, Miss Abbot, sie ist wie eine tollwütige Katze.«

»Pfui Schande! Pfui Schande!«, rief die Kammerzofe. »Was für ein schändliches Betragen, Miss Eyre, einen jungen Gentleman zu schlagen, den Sohn Ihrer Wohltäterin! Ihren jungen Herrn!«

»Meinen Herrn? Wie soll er mein Herr sein? Bin ich seine Dienerin?«

»Nein; Sie sind weniger als eine Dienerin, denn Sie arbeiten nicht für Ihr Brot. Da, setzen Sie sich und denken Sie über Ihre Bösartigkeit nach.«